

Den Charakter des Festlichen besitzen viele Kompositionen Bohuslav Martinus. Von daher sind sie für ein Eröffnungskonzert eines Festivals nicht die schlechteste Wahl. Vor allem, wenn es sich um die Eröffnung der Musikfesttage Bohuslav Martinu 2002 handelt, die mit einem Konzert im Grossen Saal der Musik-Akademie Basel begangen wurde.

Was aber feiert diese Musik? Zunächst einmal sich selbst. Das heisst, sie ergeht sich in freudvollen Skalen, hüpfert fröhlich, ist duftig und heiter, wie man es von mancher Barock-Musik her kennt. Der Vergleich ist durchaus nicht unstatthaft, zumal sich eine Komposition wie Bohuslav Martinus Madrigal-Sonate für Klavier, Flöte und Violine (1942) offen zu den Leistungen der musikalischen Vorvergangenheit bekennt. Martinus Rückblicke gehorchen eher einer musikantischen als einer geschichtskritischen Notwendigkeit. Der Vorwurf mangelnder Tiefe zielt ins Leere.

Damit diese Musik aber wirklich fröhlich, duftig und heiter klingt, muss erst einmal interpretatorische Schwerstarbeit geleistet werden. Selbst Spieler der Klasse eines Peter-Lukas Graf (Flöte), Hansheinz Schneeberger (Violine) und Alexis Golovin (Klavier), der für die erkrankte Victoria Postnikova einsprang, kommen da manchmal etwas in die Bredouille. Das beginnt bei tempobedingten Koordinationsproblemen der ineinander wirkenden Linien der Madrigal-Sonate - ein Kaltstart, der spätestens während des homogenen Eröffnungskonzert-Finales mit einer anderen Sonate für Flöte, Violine und Klavier von Martinu (1939) vergessen war.

Spätestens, denn der Höhepunkt des Konzerts lag genau dazwischen. Schneeberger geigte Martinus erste Sonate für Violine und Klavier (1929) mit herzerweichender Hingabe, nahm sich des sonatenmässig integrierten Jazz-Vokabulars lustvoll an. Er fiedelte Ragtimes hart an der Saite oder jammerte, klagte, kriegte den Blues. Schneeberger bewies ein reiches Ausdrucksspektrum, an das der russische Pianist Golovin im Vortrag von Sergej Prokofjews 4. Sonate nicht heranreichte. Golovin ist ein Tastenlöwe der alten Schule, dessen Klangentfaltung nicht unbedingt einem Gespür für rhetorische Feinheiten entspringt.

Graf hatte mit Prokofjews Sonate für Flöte und Klavier in D-Dur (1943) eine undankbare Rolle erwischt. Dieser sensible Musiker musste verbrauchte Floskeln am laufenden Band produzieren, die Prokofjew mit kaltem Gewissen zu einem Stück Frankenstein-Musik verarbeitet hatte. Es ist schade, dass mit dem Ausfall der Pianistin Postnikova auch Schostakowitschs erste Klaviersonate vom Programm verschwand. Martinus und Prokofjews Tonplaudereien hätten ein substanzialeres Gegengewicht gut vertragen können.

Michael Kunkel